

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 14 (1924)
Heft: 7

Artikel: Meister Hansjakob, der Chorstuhlschnitzer von Wettingen [Fortsetzung]
Autor: Vöglin, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634879>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 7 — XIV. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 16. Februar 1924

— Trost im Leiden. —

Von Ernst v. Wildenbruch.

Will die Seele dir verzagen
In der Leiden Uebermaß,
Wehre deinem Mund die Klagen,
Und bewahre dich vor Haß.

Lies des Kummers tiefe Zeichen
Auf so manchem Angesicht;
Deinem Leid wird manches gleichen,
Und das einz'ge ist es nicht.

Nein, der Menschen Tränen quillen
Rings, soweit die Sonne scheint,
Und nur der kann Tränen stillen,
Welcher bitter selbst geweint.

Frage drum mit stiller Stärke
All das Leiden, das dich kränkt;

Zu der Liebe heil'gem Werke
Ward es dir von Gott geschenkt.

Meister Hansjakob, der Chorstuhlschnitzer von Bettingen.

Kulturgeschichtliche Novelle von Adolf Böglin.

2

„Wißt Ihr, Meister — denn so laßt mich Euch jetzt und fürderhin nennen — daß Magdalena auch zu Baden ist?“ fragte der Abt, als er sich langsam und unter starker Beihilfe des Meisters vom Rasensitze erhob. Ein neuer, vollerer Blutschwalm drängt nach des jungen Mannes Antlitz bei dieser Frage; um ihn in den Augen des Abtes zu begründen, beugte er sich rasch nach dem Felleisen und hob die schwere Last im Schwung auf seinen Rücken.

„Nein, Hochwürdigster“, entgegnete er ruhig; „ich bin seit einem Monat auf der Wanderung; war auch daheim im Bündischen, um das Heimweh zu stillen, und kam jetzt dieses Beges, um mich bei Euch nach einem Auftrag anzusehen.“

„Das ist soviel als abgemacht; Ihr bleibt bei uns, so lange es Euch gefällt; seht Euch einweilen um, inseit und jenseit der Klostermauern, und so Ihr Euren Plan beschlafen habt, wollen wir ihn morgen nach der Frühstuppe bereden und beraten. Wollt Ihr?“

„Ich will“, rief der Meister erfreut und empfing den sogenannten Suppenzettel aus des Abtes Hand, die er zum Abschied dankend drückte.

„Bene. Pax tecum!“ Damit schloß Petrus die Unterhaltung und wandte seine Schritte dem Weinberge zu, wo er oft und gern verweilte und sein Auge väterlich ruhen ließ auf den Goldwein spendenden Reben, seinen Lieblingen.

Gemächlich durchschritt er die Wiesen, welche zu Füßen des Lagerberges sich dehnten; öfters drehte er sich um und schaute kopfnügend dem Meister nach, der singend dem Kloster zuwandelte, das in der Ferne, zum Teil in Baugerüsten versteckt, über die hohen Mauern hinaus schimmerte.

„Er ist ein sinniger Mann, der Meister“, dachte wohlwollend Petrus für sich selber, „ein guter Katholik ist er nicht mehr, aber ein frommer Künstler; er hecht wohl schon wieder neue Motive aus; wie nachdenklich er doch dahinschreitet!“ — Hansjakob dachte nicht an neue Motive — und er freute sich herzlich, den rechten Mann für seine Baupläne gewonnen zu haben.

Bald aber gingen wieder dunkle Linien über sein energisches Gesicht und er sprach leise: „Dieser Großmann, dieser Großmann! Zuerst überfällt er wie ein Wolf die fromme Herde meiner Lämmer am lichterhellen Tage; dann wird er selber ein Lamm und sucht mit Liebkosungen da beizukommen, wo sein Angestüm nicht ausreichte. Großmann, Wolf und Lamm, dieser Proteus! — Und Magdalena, wie wird sie sich nun helfen, wenn sie sich neuerdings verfolgt sieht?“

Großmann und Magdalena zu Baden! Dieser Gedanke beschäftigte ihn. Kaum achtete er auf den Stand seiner ausgedehnten Weinberge. Es kam aufs Gleiche heraus. Sie blühten im Segen des Herrn. Langsam lenkte er ins Dorf hinüber, wo er betrübendes über das Gebaren der Zürcher vernahm; dann kehrte er in das Kloster zurück, um die Aufregung seines Morgenspazierganges an der Tafel zu beschwichtigen. Doch wollte er die Lästerung des Ordens durch die ausgelassenen Zürcher zur nächsten eidgenössischen Tagssatzung in Baden anhängig machen. „Wir wollen ihnen die Finger zwicken, die Zungen schaben und die aufgeblasenen Hälse mager machen!“

II.

Als der Turmwart des Landvogteischlosses den kriegerischen Trupp auf der Bettingerstraße sich so rasch der

Stadt nähern sah, ließ er vorsichtig das schwere, eichene Fallgitter nieder; denn den Leuten von der blau und weißen Standesfarbe traute man seit des ruchlosen Hans von Rechbergs Zeiten, der Baden so oft und schwer heimgesucht, mit Recht alles Schlimme und Heimtückische zu. Harmlos, wie sie jetzt kamen, wurden diese nicht wenig stutzig, den Durchgang zur Limmatbrücke versperrt zu finden. Als kluge Leute verstanden sie jedoch, gute Miene zum bösen Spiele zu machen, sie lachten zum Fenster hinauf, aus dem der Turmwart bedenklich und behutsam herabschaute, indem er nur das haarlose Stirnlein und die verwitterten Neuglein seiner hochstehenden Person hinaussehen ließ, und ihr Sprecher rief launig hinauf:

„Zieh' auf, Wärtli, zieh' auf, sonst rennen wir mit unsern Widderköpfen des Landvogts Schloß gleich über den Haufen!“

Jetzt zeigte der Turmwart seine ganze obere Körperhälfte und betrachtete sich die Mannen ruhiger; als er den Vierbeiner, ihre friedliche Bewaffnung und die Maskenverzierung bemerkte, hieß er sie einen „Augenzwid“ warten und begab sich zum Landvogt im untern Stockwerk, um das Geschehene zu melden. Die herrschaftlichen Orte, die gemeinsam die Grafschaft Baden erobert hatten, ließen diese unter sich abwechselnd durch einen Landvogt regieren. Diesmal war es ein Zürcher, für den natürlich kein Grund vorlag, den zu Baden verhassten Weiß und Blauen den Einzug zu wehren, und so kehrte der Turm- und Torwart bald ans Fenster zurück und rief den Wartenden zu:

„So mögt Ihr denn passieren im Zeichen des Widers! Lasset die Lämmlein zu mir kommen, sprach der Christ! Im Augenblick will ich aufwinden!“

Drunten lachten die immer gut Aufgelegten und Einer — es war Schwertler — entgegnete:

„Dein Wis, Wärtli, ist wohl ein Döhsenschwanz wert! Du magst ihn heut Abend im Staadhof abholen und Deine Landvogtsuppe schmalzen!“

Bis das Fallgitter aufgewunden war, hatten sie Zeit, das vieltürmige Städtchen zu übersehen, an dessen Mauern so mancher ihrer Väter sich den Kopf zerstoßen hatte. Während hart in ihrem Rücken der Lagerberg jäh emporstieg, erhob sich hinter dem Landvogtschloß am hohen, linksseitigen Ufer das Städtchen und darüberhin auf schroffem Grat, der Fortsetzung zum Lagerberg, der mächtige, fast uneinnehmbare „Steil“, das alte österreichische Schloß, das von den Bürgern seit der Eroberung des Aargaus durch die Berner neu aufgebaut worden war und als zweites Bergstädtchen, eine rechte Troßburg, herabstarrte; weiter unten an der Limmat, wo diese eine neue Biegung macht, lagen als ein zweites beseligtes Städtchen mit drei Toren die „großen Bäder“.

Nun zogen sie über die gedeckte Brücke und durch die Oberstadt. Die Bewohner boten nicht sehr freundlichen Willkommen; still und argwöhnischen Blickes begleiteten sie die Zürcher; die Anwesenheit des Döhsen jedoch wirkte tröstend; das war ein greifbares Pfand, und so gelangten die Gäste ungefährdet auf den zu den Bädern führenden Baderweg. Hier aber — war die Steilheit des holperigen Weges oder der ungewohnte Anblick der vielen „Schwarzröde“, welche die in die Bäder zurückkehrenden Frauen so äußerst

verbindlich mit den breiten Hüten grüßten, daran schuld? — hier wurde das Tier auf einmal scheu, riß seine Führer und Begleiter in rasendem Galopp mit sich, bis es beruhigt auf der Stätte seines Verhängnisses, dem Platz vor dem Staadhof, wieder anhielt.

Der Sprecher begab sich sofort zum Bürgermeister, der sich noch im Herrenbade, einer hellen, geräumigen Halle befand, wo ihm eben der Pritschenmeister — der Spazmacher der Gesellschaft — das grüne Kränzlein aufsetzte, das bedeutete, daß Großmann für den folgenden Tag die Gesellschaft aus seinem Sädel zu bewirten hatte. Denn es war der Brauch, daß jeder Tag ein anderer die Badgesellen, die unter sich eine geordnete Gesellschaft mit Schultheiß, Statthalter, Sädelmeister, Kaplan, Schreiber, Großweibel, Richter und Schergen bildeten, aus eigenen Mitteln bewirtete. Ein schwimmender Tisch inmitten des Badbedens, das fünfzehn Fuß im Geviert maß, nahm jeweilen die lederen Mahlzeiten auf; Forellen und goldige Weine mußten wesentlich dazu beitragen, die Badgesellen bei wärender Heiterkeit zu erhalten, da man fünf bis neun Stunden des Tages badete.

Auf die Bitte Großmanns, ihn für heute zu entlassen, erteilte ihm der Schultheiß unter dem üblichen Ceremoniell Urlaub und ersuchte den Statthalter, Großmanns Pflichten und Rechte zu übernehmen und zunächst dem abtretenden Tageswirt eine ziemliche Lobrede zu halten.

Großmann warf sich rasch in seine Tracht, ließ sich Barett und Degen holen, worauf er im Tanzsaal, da hierzu seine eigenen Zimmer zu wenig Raum boten, die Zürcher Deputation mit einer Herzlichkeit empfing, aus der sie die freudige Ueberraschung wohlthuend herausspüren mochten.

„Ich heiße Euch nochmals in Treuen willkommen“, so schloß er seine Rede, „und bitte Euch, der Zunft und den Ratsherren unseres lieben Zürichs meinen guten Dank für die zwei güldenen Becher zu überbringen, mit dem aufrichtigen Versprechen, daß ich ihrer wert sein und bleiben will. Auch der gesamten Bürgerschaft danke ich für das schwere Goldäcklein, welches sie dem Döhsen zwischen seine Silberhörner gehängt hat. Das schöne Tier aber kann ich nicht allein essen, will es auch nicht verschenken; ich muß Euch also, meine Lieben und Getreuen, einladen, mit mir den Döhsen zu verzehren und verzehen.“

Die von der Zunft zum Widder hatten noch zu wenig Weltbildung und gaben daher ihrer Freude über die verlockende Einladung unverholenen Ausdruck. Alle bezogen ihr „Losament“ im Staadhof.

Während sie sich im Freibad, das vor dem Gasthof zum Raben unter offenem Himmel Jung und Alt, Mann und Weib zu erquidendem Verweilen einlud, auf Kosten ihres Bürgermeisters gütlich taten und den Wein in Eimern bezogen, schickte Großmann seine Diener auf Einladung zur „Abendsuppe“ aus. Vor allen erging die Aufforderung an die angesehensten Persönlichkeiten der Stadt Baden, den Landvogt und den Landtschreiber, von denen der erstere, Antony Klausen, dem Bürgermeister wohl bekannt war.

Schultheiß und Ratsherren von Baden, sonst erfahrene Politiker, waren nicht uneben, wenn es galt, den helvetischen Ruhm als siz- und trunkfeste Germanen beim Gelage vor Fürstlichkeiten und sonstigen hohen Herren in Achtung zu er-

halten. Auch die sämtlichen Insassen des Frauenbades, die wie die Herren geschlossene Gefelligkeit pflegten, nahmen die Einladung an, ebenso die übrigen Gäste im Stadthof und die Vornehmern der andern Badhöfe: der Name des zürcherischen Bürgermeisters hatte aus alten Zeiten her einen Klang.

Nachdem sich die Gäste, wohl dritthalbhundert an der Zahl, an den verschiedenen Gängen der „Abendsuppe“ gesetzt, und die Bürger und „minderen“ Gäste, welchen im Freien getischt worden,

sich verzogen hatten, und selbst dem Wärtli sein ausschweifender Teil geworden war, lud der Bürgermeister die Honoratioren samt der Deputation, welche im Tanzsaal tafelten, zu einem kleinen Feuerwerk und Reigentanz auf das „Mätteli“ ein. Dies war ein lieblicher Rasenplatz unterhalb der Bäder; trauliche Gebüsche und Rosenplätzchen rahmten ihn ein und ließen vergessen, daß man so nahe der Stadt war; auf einer Seite rauschte die glänzende Linmat vorbei, welche die Mondstrahlen der wonnigen Sunnacht durchs Gebüsch glitzern ließ. Wenige Fackeln beleuchteten den Platz, nachdem der Sprühregen des Feuerwerks erloschen war. Und nun begannen sich die Paare zusammenzufinden und tanzten nach dem Takte weichtönender Flöten die zierlichsten Reigen das „Mätteli“ auf und ab. Kaspar Schwerter hatte vom Bürgermeister die Erlaubnis erwirkt, seine Tochter Agatha zu führen. Und nun befand sich Großmann allein mit ihrer steten Begleiterin — Magdalena von Frauenthal.

Das hatte sich so gefunden:

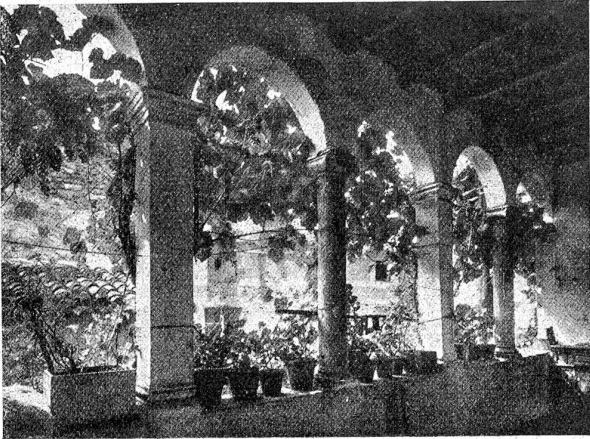
Etnige Wochen nach dem Ueberfall, durch welchen gute Freunde Großmanns dem noch jungen und kraftstrotzenden Bürgermeister eine schöne und treffliche Gattin zu erobern gesucht hatten, erhielt Magdalena auf ihren Bericht an den Aufsicht habenden Abt Petrus von Wettingen, der denselben mit seinen ratenden Bemerkungen versah und an den Fürstbischof von Konstanz sandte, die willkommene Weisung; zur Erholung und vollständigen Besänftigung ihres aufgeregten Zustandes die Bäder von Baden zu besuchen. Petrus hatte nachdrücklich Baden empfohlen, wo er, wie er ausführte, der noch so jugendlichen und in der Welt un-



Kirchlein oberhalb Castelsanpietro (Mendrisio). (Zum Aufsatz „Haus und Landschaft im Kanton Tessin“.)

erfahrenen Hebtissin als Berater stets zur Seite sein könnte. Eine Nonne begleitete sie, doch mußte diese wegen unablässigen Gliederreißens fast beständig das Bett hüten, und so war es natürlich, daß Magdalena sich mehr und mehr an die übrigen Badegäste anschloß. Schon von Anfang an war ihr eine edle jungfräuliche Erscheinung aufgefallen, die durch Freundlichkeit und weiße Zurückhaltung, heiteres und zugleich mildes Wesen die Gemüther aller für sich gewonnen hatte, ohne sich dieser Eroberung bewußt zu werden oder dieselbe zu mißbrauchen. Dies war Agatha, die herrliche Tochter des Bürgermeisters von Zürich. Sie stand im zwanzigsten Sommer und glich in Gestalt und Aussehen der Hebtissin so auffallend, daß die Badegäste, die den beiden Hellsichtern — nur Agatha trug ihre blonden, weichen Haare offen — auf ihren einsamen Wanderungen mit Wohlgefallen nachblickten, sie für Schwestern hielten; nur daß sie derjenigen, welche die für das Weltleben freilich etwas abgeänderte und weniger auffallende Ordenstracht trug, vielleicht fünf Jahre mehr gaben, da sie vermöge ihrer asketischen Lebensführung ernstere Gesichtszüge angenommen hatte. Die Beiden fanden sich so schnell, als ob sie zeitlebens noch keine Freundinnen gehabt hätten; sie saßen als Badegesellinnen nebeneinander und trieben wie Kinder mit dem geschmeidigen Wasser ihr neckisches Spiel; sie lachten miteinander, obschon sie so verschiedenen Glaubens waren, auf ihren Zimmern aus Hans Sachs, indem Agatha die Vorleserin machte, da Magdalena keine Bücher außer den erlaubten Kirchenwerken lesen durfte; sie gingen miteinander aus, ohne sich um die scharwenzelnden Herren verschiedenster Volksherkunft zu kümmern, zwei frische, unangetastete Blu-

menfinder inmitten eines Gewimmels von genußlüchtigen oder kranken und verbrauchten Menschen. Da Magdalena nicht wußte, von wem der Handstreich auf ihr Kloster ausgegangen



Das Haus Ruggia zu Marcote.
Klassischer Laubengang im Grünen von innen gesehen

war, und immer noch vermutete, es sei dabei auf die Klosterkleinodien abgesehen gewesen, wie denn seit Zwinglis Tod in der Kappeler Schlacht von seiten der Reformierten hier und da solche Klosterplünderungen stattgefunden, so hatte sie keine Ursache, den Umgang mit Agatha zu meiden. Auch der Abt verschwieg ihr den wahren Sachverhalt aus triftigen Gründen und hielt den einzigen im Kloster, der ihn genau kannte, Meister Hansjakob, ebenfalls an, der Aebtissin nichts zu verraten. So verkehrte sie völlig unbefangen mit Agatha, die ihrerseits mit wachsender Wonne der hohen Frau sich anschloß und mit kindlicher Begeisterung ihrem Vater von dem traulichen und innigen Herzenstausch nach Zürich berichtete. Kaum hatte dieser die überraschende Botschaft von der Anwesenheit der Aebtissin in Baden erhalten, so veranlaßte er einige Getreue zu einer Badenfahrt auf der Limmat. Eine neue Überraschung wurde ihm. Denn bei seiner Landung am Staad zu Baden sprang ihm seine herzliche Tochter freudig an den Hals — was nichts Außergewöhnliches war. Dann aber stellte sie ihn der Aebtissin vor, und diese drückte ihm vor der versammelten Menge der Badegäste unter anmutiger Verbeugung und mit jugendlicher Unbefangenheit die Hand. Mit keinem Häferchen zitterte sie. „Welche Meisterschaft in der Verstellungskunst hat dieses Weib nicht erreicht!“ dachte er, von derselben nicht sehr angenehm berührt, im Stillen; „das ist vollendete Klosterzucht!“

(Fortsetzung folgt.)

Haus und Landschaft im Kanton Tessin.*)

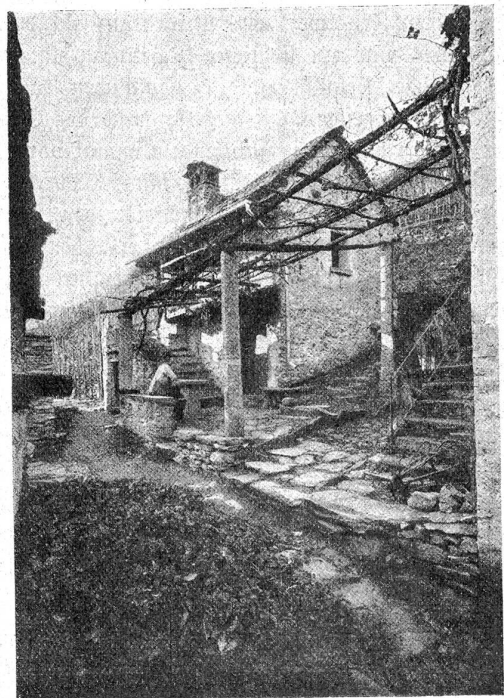
An den Häusern, die uns die Altvordern hinterlassen haben, läßt sich am besten das Leben studieren, das jene gelebt haben. Die Geschichte der Tessiner Häuser z. B. ist zu einem guten Teil auch die Geschichte des Landes; denn die markantesten dieser Häuser, von den aristokratischen Palazzi bis hinunter zu den bescheidensten Bauernhäuschen, gehören seit alters zum guten Teil Familien an, die eine bedeutsame Rolle spielen in der Landesgeschichte. Monumentale Wohnbauten (Palazzi) sind im Tessin selten, und

*) Gefürzte Uebersetzung eines italienischen Textes von Eduardo Berta im „Heimatbuch“. Der gleichen Publikation sind auch unsere Abbildungen entnommen.

man muß sie schon im ganzen Ländchen zusammensuchen; aber man trifft sie oft unerwartet im kleinsten und einsamsten Tälchen an. Nicht schwer aber finden sich, speziell in voralpinen Gegenden, bescheidene Bürgerhäuser, die den Stempel vornehmer Schönheit zur Schau tragen und die von der Meisterschaft tüchtiger Kunsthandwerker zeugen; es mögen dies die Väter oder Brüder jener andern hervorragenden Baukünstler gewesen sein, die aus dieser Gegend in alle Welt hinauswanderten, um Paläste, Kirchen und Königsschlösser zu bauen. Darüber hinaus zeugen sie von dem milden und freundlichen Geist und dem schlichten, heiteren Leben der Bewohner dieser voralpinen Region.

Aber nicht die schöne Bauform allein verschafft den Tessiner Häusern solchen Reiz. Dem intelligenten Beobachter ist es ein großes ästhetisches Vergnügen zu erkennen, in welchem vollkommenem Einklang diese Häuser zu ihrer Umgebung stehen. Nirgends sind die sanften, weichen und frohen Linien der Landschaft durch zu aufdringliche oder zu feierliche Bauwerke gestört. Anderswo findet man brutale Bauten, die ganz offensichtlich den einen Zweck verfolgen, ihrer Umgebung das Gefühl der Unterlegenheit aufzuzwingen gegenüber der Macht, die sie erstellen ließ.

Nicht so die Häuser der Tessiner Aristokraten; sie verraten nur durch ihre guten Formen den Reichtum ihrer Erbauer. Aber wieder interessant ist es zu beobachten, wie diese „Palazzi“ auf die nähere und fernere Umgebung einen guten architektonischen Einfluß ausüben. Ihre Architektur widerspiegelt sich in den benachbarten Dörfern, sich in kleinere Varianten auflösend, bis sie sich verlieren im Kontakt mit Formen, die von einem andern Zentrum ausstrahlen. Aber in der Tessiner Landschaft verschmelzen diese Formen in ein harmonisches Ganzes. Die Häuser schmiegen sich ein und legen sich in die von der Natur geschaffenen Linien; eines drängt sich an das andere, fast als wollten sie sich gegenseitig stützen in Verteidigung gemeinsamer Interessen. Jedes hält sich an diese Linie der Gemeinsamkeit und keines entfernt sich merklich vom Typus der Lokalität. Dieses Stilgefühl scheint



Haus eines Weinbauern zu Sementina.
Beispiel der Anpassung an Bedingungen des Berufs und des Bodens.

aus dem Boden selbst herauszuwachsen; denn auch die im Winter heimgekehrten Söhne des Landes ließen sich nicht durch die Erinnerung an fremde Gegenden und Bauformen